

- 57 31. Mai 1987.
 58 20. November 1987.
 59 1. April 1984.
 60 15. Juni 1987.
 61 1. August 1984.
 62 19. Juni 1987.
 63 23. Februar 1981.
 64 10. November 1988.
 65 12. März 1988.
 66 17. Februar 1983.
 67 12. Februar 1983.
 68 8. November 1988.
 69 25. Februar 1983.
 70 26. März 1983.
 71 7. April 1983.
 72 14. April 1983.
 73 1. März 1982.
 74 4. März 1985.
 75 28. Mai 1990.
 76 28. März 1991.
 77 6. August 1987.
 78 15. August 1989.

ERICH KOCK · KÖLN

Goethe und der Katholizismus

Goethe und die Deutschen – das ist eine lange Geschichte. Begeisterung und Ablehnung, Beifall und Kopfschütteln, Goethe-Kult und Goethe-Bedenklichkeit begleiten die hiesige Historie. Mitunter wirken sie wie ein unaufhörlicher Kommentar zur »geistigen Situation der Zeit«. Denn wie die Urteile über Goethe ausfallen, so steht es auch um den Pulsschlag des Zeitgeistes. Ist der Weimarer – soweit man das von einem Genie behaupten kann – einer von uns? Oder trennt ihn (um ein Beispiel zu nennen) ein Abgrund von der Angst, »durch die wir gegangen sind«, und von dem heutigen Empfinden der Tragik menschlicher Existenz, gegenüber der Goethe so blind gewesen sein soll, wie Karl Jaspers es in seiner Rede zur Verleihung des Frankfurter Goethe-Preises 1947 behauptet hat? »Die meisten Goethe-Biographien wurden von Universitätsprofessoren verfaßt«, hat Ortega y Gasset behauptet.

ERICH KOCK, Jahrgang 1925, lebt als freier Schriststeller in Köln; zahlreiche Arbeiten für Funk und Fernsehen.

tet, »und einige der letzteren – ich sage einige – wissen sehr wenig vom Leben, weil ihr eigenes Leben ein akademisches Leben ist ... ein aseptisches Leben.«

Der 28. August 1749, an dem Catharina Elisabeth Goethe geborene Textor das befreiende Wort »Rätin, er lebt!« über den Neugeborenen hörte und ihr »mütterliches Herz erwachte und seitdem in fortwährender Begeisterung lebte« – dieser Tag und die ihm folgenden haben im Lauf von zwei Jahrhunderten eine Springflut von Goethe-Gedenkfeiern, Reden und Kommentaren hervorgerufen. Um einige zu nennen: 1899 der einhundertundfünfzigste, 1949 der zweihundertste und 1999 schließlich der zweihundertfünfzigste Geburtstag. Zwischendurch zahlreiche andere: 1932 (der einhundertste Todestag) – ein Jahr der Goethe-Reden hierzulande. 1949 und 1982 – Stiftung und Verleihung von Goethe-Preisen. Nicht wenige Ansprachen spiegeln auch die politische Geschichte dieser Republik wider. Teilweise sind sie mit großen Namen der Literatur verknüpft; man braucht wohl nur einen zu nennen, Thomas Mann, der fast dreißig Jahre lang »in Goethes Haut gekrochen ist«, oder so man möchte: Ernst Jünger.

Johann Wolfgang von Goethe, der »Hätschelhans« und »Göttersohn« (wie ihn seine spontane, sohnverliebte und bibelfeste Mutter gern nannte) – hätten ihm solche Würdigungen seiner Person und seines Lebenswerkes gefallen? Hochwahrscheinlich, wenn auch weniger die Begehung seiner Todestage ... Er selber liebte es, seine Geburtstage zu feiern, und das auch gemeinsam mit seinem »Bettschatz«, der ihm erst 1806 angetrauten Ehefrau Christiane Vulpius: der Sohn August und die Enkel eingeschlossen. In den letzten Lebensjahren kamen bei solcher Gelegenheit Berge von Briefen und Geschenken zusammen. Büsten wurden überreicht und Denkmalsentwürfe vorgezeigt. Von Frankfurt bis Berlin, von Jena bis Nonnenwerth feierte man »den Alten«.

Ein Geburtstag aber bleibt besonders denkwürdig. Der 37-jährige »Geheime Rat« von Goethe wurde am 28. August 1786 von Karlsbader Badegästen üppig gefeiert. Sechs Tage später war das Geburtstagskind (Abfahrt 3 Uhr nachts) »untergetaucht«; und bis auf seinen Sekretär Philipp Seidel wußte niemand, wohin die Reise ging, denn Seidel hatte, Goethes Weisung getreu, vorerst den Mund gehalten. Das Reiseziel: Italien. Der Geheime Rat, unter dem Decknamen Möller, floh, weil er zu ersticken glaubte: an einem Zuviel von Aufgaben und Rollenverpflichtungen. Er floh vor Etikette, vor Adels- und Bürgerrolle, vor deutschem Wetter und poetischem Frust. Er erfüllte sich aber auch einen Jugendtraum. Und so berannte er ein lange ersehntes Land – die vermeintliche Verkörperung seiner Vorstellung der Antike. Klassik in Landschaft, Bildern, Plastiken und Bauten, greifbare Gegenwart des Idealschönen und Erhabenen. Damals konnte Goethe nicht wissen, daß seiner Italienliebe vier Jahre später förmlich der Todesstoß versetzt werden würde. Doch so glücklich wie beim ersten Mal in »Arkadien« war er wohl nie wieder. Und so ist denn das unzensurierte, noch nicht redigierte Brieftagebuch für Charlotte von Stein ein köstliches Dokument Goethescher Unmittelbarkeit, Erlebnis- und Wahrnehmungsfähigkeit geblieben: »Du weißt, was die Gegenwart der Dinge zu mir spricht, und ich bin den ganzen Tag im Gespräch mit den Dingen.« (21. September 1786).

Italien schenkt dem »großen Kind, das ich bin«, jedoch nicht nur die überwältigende Präsenz der Antike oder die Begegnung mit dem Alltag des italienischen

Volkslebens. Bereits auf dem Weg in den Süden trifft Goethe auf das, was er selber den »Genius des äußeren katholischen Gottesdienstes« nennt; er würdigt »Geschick, Geschmack und Konsequenz« von Kirchbauten der Jesuiten und den »Schauspielern der Jesuitenschüler«. Ist es Goethe dazumal nicht bewußt geworden, daß der lutherisch getaufte und belehrte Protestant in ihm hier die Hochform gegenreformatorischer Verkündigung bewunderte? Nun, der einfühlsame Dichter und Augen-Zeuge wird zeitlebens eigentümlich katholische Phänomene verstehen, und daß die protestantische Religion sinnhaft greifbare Symbole der Verkündigung entbehrt, das wird ihn immer wieder beschäftigen. Seltsam genug – sechsundvierzig Jahre später hängt ein aus den allerletzten Lebenstagen von seiner Hand stammender Zettel an der Tür des Weimarer Schlafzimmers. Es ist Goethe aufgefallen, daß in den Zeitungen so lange nichts von den *Jesuiten* zu lesen war – was mögen die wohl wieder vorhaben ... Inzwischen ist freilich viel Wasser den Tiber, den Rhein und die Ilm hinuntergeflossen.

Goethe und der Katholizismus. Goethe in Regensburg, Verona, Rom, Weimar, Bingen, Münster und Köln. Goethe und die Liturgie in Sankt Peter, beim Angelusgebet abends, im Anblick von Christenkunst und Marienverehrung. Der Weimarer, der sich, wie er selbst bekennt, »bei katholischen Naturen besonders wohlgeföhlt« hat: beim Fürstprimas der Rheinlande Carl Theodor von Dalberg, bei Franz Friedrich Wilhelm von Fürstenberg, Adelheid Amalie Fürstin von Gallitzin, Joseph Görres, Sulpice und Melchior Boisserée und Ferdinand Franz Wallraf. Und ein Katholik wie Friedrich Schlegel, der 1807 im Kölner Dom sein Glaubensversprechen ablegte, war es schließlich, der das breitere Verständnis und Studium der Werke Goethes einleiten konnte. Seine Charakteristik des »Wilhelm Meister« beweist es (1801).

Johann Wolfgang von Goethe, der »Geschmack und Würde päpstlicher Zeremonien« in Sankt Peter preist und mit Ergriffenheit die Gesänge der Improperien in der Karfreitagsliturgie verfolgt: »Ich hätte in dieser Stunde ein Kind oder Gläubiger sein mögen.« Im Italientagebuch, das für die Augen Charlotte von Steins bestimmt ist, heißt es: »Wie freut es mich, daß ich nun ganz in den Katholizismus hineinrücke, und ihn in seinem Umfange kennenlerne.« Oder: »Man müßte, wenn man hier leben wollte, gleich katholisch werden, um teil an der Existenz der Menschen nehmen zu können.« (23. September 1786). Oder: »Was die Mutter Gottes für eine schöne Erfindung ist, fühlt man nicht eher, als mitten im Katholizismus.« (8. Oktober 1786). Goethe hätte nicht das Genie der Einfühlung sein können, wäre ihm die Faszination katholischer Lebensweisen entgangen. Rom schließlich – das war eben nicht nur die Gegenwart der Antike; der Bildungsreisende und Spaziergänger stieß überall auf christliche Zeugnisse. Der Italienfahrer Goethe sog auf, was er konnte, ein Mensch, der sich mit der Gunst der Stunde zu verbünden wußte. Doch er verstand es auch, nicht mehr an sich heranzulassen, als ihm zuträglich schien, und schon gar nicht, etwa ein Bekenntnischrist zu werden: »... man müßte ...«

Der unerhörter Einfühlung fähige, jedoch immer mehrdeutige, vielgesichtige Schöpfer der »Wahlverwandtschaften« und des »Faust« wird gern des Opportunismus bezichtigt. Doch so listig, vorteilsorientiert, angepaßt, maskiert und diplomatisch er auch erscheinen mag – er »hielt Kurs« und folgte dem Gesetz, nach dem er

angetreten war. Es steckte etwas in ihm, das ihn hinderte, sich festzulegen. Soll es ihm als Charaktermangel angekreidet werden? Und soll man dem Schöpfer zweifelsohne unsterblicher Gedichte, Dramen und Romane politisches Fehlverhalten vorhalten? All das ist möglich; aber wird man dem Poeten, Forscher, Geist auf solche Weise gerecht? Wahrscheinlich nicht.

Goethes vor-rationalistischer Sinn hat »überall das Gute zu finden und zu schätzen gewußt« (*Wilhelm Meisters Wanderjahre*). Sein schier unglaublicher Erfahrungs- und Erkenntnisthunger und seine von Merck wie Schiller, Lavater und Humboldt bewunderten Augen ließen ihn auch die sinnenfromme »Herrlichkeit« (Goethe) katholischer Ausdrucksformen verstehen. Seine Sehkraft verhalf ihm allein in Italien zu 1000 Zeichnungen, und wenn er später auch einen spezifischen Abscheu gegenüber der Nazarenerkunst entwickelte, so wuchs ihm im Lauf der Jahre doch ein ehrfürchtiger Sinn für bedeutende Zeugnisse christlich inspirierter Malerei und Baukunst zu. Ja, es rundete sich etwas, das mit der Verehrung des jungen Goethe für das Münster zu Straßburg begonnen hatte.

Freilich ärgert er sich auf Lutherart über das »Babel Rom«, das – wie er 42 Jahre nach seinem Italienaufenthalt schreiben wird – »mit Christus nichts zu tun« habe, den man, käme er zurück, »auch zum zweiten Male kreuzigen würde«. Trotzdem hat der selbe Goethe auf faszinierende Weise katholische Heilige und Heiligenverehrung zu schildern verstanden: Philipp Neri und die Wallfahrt zum heiligen Rochus in Bingen. Auch in »dem dunklen Altertum der Kirche des Heil. Zeno, des Patrons der Stadt (Verona)« findet er »einen wohlbehäglichen, lachenden Heiligen« (17. September 1786).

Auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden, sei die Äußerung des katholischen Philosophen Peter Wust zitiert, der Goethe eine »anima naturaliter catholica« (also eine gleichsam natürliche katholische Seele) nennt. Tatsächlich gibt es bei ihm eine naturständige Verwandtschaft mit der vorreformatorischen Überlieferung, deren Wurzeln bis in die mittelalterliche Mystik und in das Welt- und Vernunftverständnis der Scholastik reichen. Goethes umschlagende Stimmungen und seine ihn offenbar produktiv machenden Widersprüche mögen uns irritieren – sein mitunter »katholischer Instinkt« hat ihn nie verlassen, selbst dort, wo ihn die Konversion des Friedrich Leopold zu Stolberg in helle Wut versetzt. Schließlich hatte man Adelheid Amalie von Gallitzin gewarnt (November 1792), »ich wisse mich so fromm zu stellen, daß man mich für religiös, ja, für katholisch halten könnte«. Und in seinen münsterischen Gesprächen »wählte ich unaufgefordert die Römischen Kirchenfeste, Karwochen und Ostern, Fronleichnam und Peter und Paul« (*Kampagne in Frankreich*).

Goethe schwimme wie ein »einsamer Delphin nicht immer unter Wasser (wie bedeutende Deutsche sonst), sondern auch auf der spiegelnden Oberfläche.« Das hat Hugo von Hofmannsthal festgestellt. Und wohl deshalb gibt es bei Goethe lebenslang einen Wechsel der Elemente – sein hochentwickelter Sinn für religiöse Tatsachen läßt ihn verehren und sich empören. Doch damit nicht genug – der Dichter und Zeitgenosse versteht sich auch auf Verhöhnung und Blasphemie, für die es verstörende Beispiele gibt. Reinhold Schneider hat die Goethesche Doppelgesichtigkeit bitter beklagt: »Ich denke zurück, und ich sehe Goethes Antlitz in seiner entsetzlichen Zwiesichtigkeit; den frommen Bewahrer, den abgründigen Ironiker,

den Verherrlicher der Ehe, der Sitte im Werke, Zerstörer im Leben und im Werke; den Dichter, dessen Gedichte den Deutschen zum Ruhme gereicht, dessen Leben eines ihrer Verhängnisse war.« (»Verhüllter Tag«, 1954). Und es ist richtig, wenn der Goethekenner und Goetheverehrer Hans Urs von Balthasar bemerkt, daß der Mensch dieser unglaublichen Liebes- und Erkenntnisfähigkeit den »Weg zum Gebet nicht gefunden« habe. »Die christliche Antike Hölderlins kennt das Gebet – die ehrfürchtige Antike Goethes geht mit dem »Herrn der Schöpfung« nicht betend um.«

Johann Wolfgang von Goethe hat die *Verkleidung* geliebt; sie bildet die Mitgift seiner poetischen Einbildungskraft, und wo er sich offenbart, da versteckt er sich nicht selten auch. So ist es bis auf den Tag schwer, ihn selber hinter manchen Äußerungen wiederzufinden. Vielleicht trifft auch der erstaunliche Scharfblick eines französischen Besuchers in Frankfurt, des jungen Franzosen Marquis Astolphe de Custine (1815) zu, der Goethe bei seinem Neffen kennenlernte. Sein Geist verleihe ihm den Zauber naiver Menschen, heißt es dort, und seine Physiognomie spiegelte nicht nur »alles Unglück des Genies«, sondern die Welt im Ganzen. Und dann liest man Sätze, die Goethes höchsteingee Beziehung zur Religion aufzuhellen scheinen: »Zum Unglück für Goethe ist die christliche Religion eine göttliche Offenbarung. Vielleicht würde er sie *erfunden* haben; aber da er sie *vor sich* in die Welt gekommen fand, und mit ihr allerhand Zutaten, die er nicht hinzugefügt hätte, wenn er sie geschaffen hätte; da er in ihren Priestern sieht, was er nicht sehen möchte, und an ihr nicht das, was er sehen möchte, darum verwirft er sie. Man muß gestehen, daß dieser ungeheure Geist ebenso erstaunlich ist durch das, was ihm abgeht, wie durch das, was ihm eigen ist.«

Religionsallergischer Bildungshumanismus und liberaler Kulturprotestantismus des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts haben Johann Wolfgang von Goethe gern als eine Art Alibi für ihre Vorstellungen von Welt und Gesellschaft benutzt. Den politischen Ideologien des 20. Jahrhunderts war Goethe sogar als vermeintlicher Kronzeuge für Biologismus und Materialismus willkommen ... Haben sich die Katholiken auf *ihre* Weise an dem höchst komplexen Phänomen »Goethe« versündigt? Der Franzose Paul Claudel hat es sich wohl etwas zu einfach gemacht, wenn er den Weimarer »le grand âne solene!« (einen »erhabenen Esel« also) nannte; diese Äußerung hat Claudel 1926 seine Berufung zum französischen Botschafter in Berlin gekostet. Wie aber hat der deutsche Katholizismus der letzten einhundert Jahre auf Johann Wolfgang von Goethe reagiert?

Noch mitten im Kulturkampf war der Jesuit Alexander Baumgartner mit seinem 1855 erschienenen Werk »Göthe – sein Leben und seine Werke« (dreibändig, sehr gründlich und sachkundig) gegen den »Goethe-Kult der letzten Jahrzehnte« zu Felde gezogen. Und erst der mühsame Streit um den richtigen Weg aus einem politischen und kulturellen »Ghetto« brachte dem deutschen Katholizismus eine fruchtbare Auseinandersetzung mit dem dichterischen, philosophischen, ja, theologischen Phänomen Goethe. Man begriff die Schönheit und Ursprünglichkeit seiner Poesie; Goethes »Seinsvertrauen« und seine ins Universum zielende »Seinsliebe« kamen in den Blick. Der Mensch des »reinen Auges« wurde gewürdigt. Goethes Vorsehungsglaube (der keine Zufälle gelten ließ) und seine in vorreformatorischen Quellen wurzelnde Kosmologie fanden Beachtung. Seine Einfühlung in

Sakrament und Symbol, sein tief verwurzelter Respekt vor dem »Unerforschlichen« und den Schranken menschlicher Vernunft beeindruckten gerade katholische Philosophen und Theologen. Man begriff auch, welche Wandlungen der »Lebensschüler« Goethe durchgemacht hat. Und man begann zu spüren, daß der Weimarer Geheime Rat kaum je »menschlicher Granit« gewesen ist – ein Genie aus dem Bilderbuch –, sondern ein verletzlicher Mensch, der nicht selten mühsam sein Gleichgewicht zu halten suchte. Ein Mensch also, keineswegs unangefochten von inneren und äußeren Erschütterungen: eben kein Standbild. Und obgleich sich im Haus am Frauenplan »viel Antike«, jedoch kein Kreuz befindet, hat ihn das Leben nicht bloß begünstigt (wobei er seine Vorteile wahrzunehmen wußte), er hat genossen *und* gelitten, ja, mitunter hat ihn das Leben auch »gekreuzigt«.

Wenigstens ein paar Namen und Daten müssen schon genannt werden. In seiner theologischen Aesthetik (3. Band) hat Hans Urs von Balthasar die geistesgeschichtlichen Bedingtheiten und Konsequenzen Goetheschen Lebens und Wirkens bedacht. Erich Przywaras Aufsätze und seine Beiträge zum Goethe-Handbuch bilden ein eigenes Kapitel deutscher Goethe-Forschung. Im Jahr 1932 erhielt der Jesuit Friedrich Muckermann den Goethe-Preis des Freien Deutschen Hochstifts/Frankfurt für seine bis heute lesenswerte Biographie mit dem lapidaren Titel »Goethe«. Diesen Autor hat die Gestapo bereits ein Jahr später und bis zum Kriegsende durch halb Europa gejagt, ohne ihn fassen zu können; er starb 1946 in Montreux. Romano Guardinis Rede auf Burg Rothenfels zum 175. Geburtstag Goethes ist kaum noch in Erinnerung; sie hat dem Zuhörer Josef Pieper die zentrale Eingebung zu seinem philosophischen Werk beschert. Von Pieper stammt auch der 1950 erschienene Traktat über »Das Schweigen Goethes«. Peter Wust hat zwei bemerkenswerte Aufsätze, unter anderem über »Goethes Verhältnis zum Geist« veröffentlicht (1932). Immerhin war Thomas Mann bereits 1925 ein Leser der Werke des katholischen Philosophen Peter Wust; sie haben mehrmals miteinander korrespondiert.

Werner Bergengruens »Rede über Goethe« ist zu Unrecht vergessen, ebenso Hermann Hefeles Buch (1931) über Goethes »Faust«. Karl Muth leitet eine neue Goethe-Sicht mit seinem Beitrag über »Unser Verhältnis zu Goethe« ein; der Beitrag erschien im Jahre 1899, und bereits 1905 folgte sein Traktat über Goethe und Schiller. Auch die Namen Robert Grosche, Josef Bernhart, Friedhelm Kemp, Josef Hofmiller, Curt Hohoff, Wilhelm Hausenstein, Friedrich Lienhard sollten in diesem Zusammenhang genannt werden. Ein glänzendes Beispiel bildet Curt Hohoffs Essay über »Goethes religiöse Entwicklung« (1986). Mit solchen Bemühungen um den Dichter und Naturforscher, den Briefschreiber, Zeitgenossen und Kunsttheoretiker Goethe von Autoren katholischer Provenienz ließen sich Bände füllen, und es ist meines Ermessens kein gutes Zeichen, daß die katholische Geisteswelt solche Würdigungen vergessen zu haben scheint. Denn alle eben Genannten haben auf je eigene Weise das Goethesche »Weltbild«, das tiefe Wurzeln in der Vor-Aufklärung besitzt, wahrzunehmen und zu würdigen gewußt. Alle ihre Texte gelten einem großen und würdigen Gegenstand, den man nicht nur den Fachleuten oder Talkmastern überlassen sollte – weder »aseptischen« Wissenschaftlern noch gewitzten Sprechern der bloßen Tagesmeinung. Goethe redivivus – der Mensch und sein Werk bilden noch immer einen bedeutenden, erregenden Stoff. Und das natürlich nicht bloß für nachholbewußte Katholiken.

Die Wanderjahre sind nun angetreten
 Und jeder Schritt des Wandrers ist bedenklich.
 Zwar pflegt er nicht zu singen und zu beten;
 Doch wendet er, sobald der Pfad verfänglich,
 Den ernsten Blick, wo Nebel ihn umtrüben,
 Ins eigene Herz und in das Herz der Lieben.

(*Wilhelm Meisters Wanderjahre*)

Wie traumatisch verletzt erscheint Goethe mitunter, wie anfällig gegenüber inneren und äußeren Erschütterungen! Und wie schwankend war bisweilen der so fest erscheinende Boden der Klassik. Wer wenigstens die Hälfte der etlichen Tausend zählenden Briefe Goethes einmal gelesen hat und die mannigfachen erhaltenen Zeugnisse seiner Freunde, Feinde, Besucher, Bewunderer und Hasser, Verwandten und Gönner miteinander vergleicht, der wird gelassener und vorsichtiger urteilen. Der »öffentliche« und der private Goethe, das waren schon zu Lebzeiten zwei verschiedene Dinge. Goethe sah im allgemeinen genau hin, doch er selber wünschte kaum, durchschaut zu werden. Stets begleitete ihn seine Ironie; sie half ihm, den Unterschied zwischen gewünschten Besuchern, nützlichen Informanten und lästigen Interessenten nicht aus dem Auge zu lassen. Wie freundschaftsfähig aber war er auch; und es stimmt, daß ihn der Tod seines erst spät zum Freund gewordenen Vertrauten Friedrich von Schiller »vernichtet« zurückließ. Was für ein Verlangen beider, sich gegenseitig zu sehen, zu sprechen, zu ermutigen und zu fördern! Man versteht, daß es Goethe eine längere Strecke nach Jena zog, um Schiller und seine Familie in der Nähe zu haben ... Es handelt sich um eine der herzlichsten Männerfreundschaften in der Literatur, die wir kennen, und auch unterschwellige Rivalitäten konnten ihr nichts anhaben.

Goethes Depressionen, Ängste, Krankheiten, Entbehrungen, Abschiede, Enttäuschungen – auch dies wird am Ende zu wenig bedacht, wenn der Mensch und Poet, der Forscher und Sammler, das Sprachgenie Goethe gewürdigt wird. Koliken, Katarrhe, Gesichtsrosen, Herzbeutelentzündungen, Fieberanfälle, Blutsturz. Auch diesen Conditionen ist das gewaltige Werk abgerungen worden. Nie hielten es völlig unbeschwerte Tage lange bei ihm aus. Er überlebte Schiller, seinen Herzog Karl-August, seine Frau Christiane und seinen Sohn August. Die Kinder seiner unglücklichen Ehe mit Ottilie von Pogwisch waren bei Tod des Vaters elf, zehn und drei Jahre alt: »Nun wollen wir recht zusammenhalten« (Goethe zu Ottilie). Aus Italien hatte der 37-jährige an Charlotte von Stein geschrieben: »Wieder in einer Höhle sitzend, die vor einem Jahr vom Erdbeben gelitten, wende ich mein Gebet zu Dir, mein lieber Schutzgeist.« (27. Oktober 1786).

Wie oft ist doch Goethes Gelassenheit ein mühsam Errungenes; wie oft verbirgt Festigkeit das unterirdische Beben, durch das seine Existenz gegangen ist und wie oft ist die geheimrätliche Sprödigkeit nur die Maske des Scheuen. Goethe holte sich die Kraft und Fassung aus unaufhörlicher Tätigkeit, bisweilen aus der Flucht, denn er gab und nahm mit der Unbedingtheit seiner Natur. Abbruch und Aufbruch kennzeichnen seinen Lebensweg ebenso wie Kontinuität und Folgerichtigkeit, Goethe selber äußerte einmal, er habe nichts geschrieben, was er nicht auch gelebt habe. Dem läßt sich kaum widersprechen. Denn die Verdichtung von Biographie

und Lebenswerk läßt sich kaum sonst so gut ausmachen wie bei ihm. Goethe – selbstlos, altruistisch? Ein Fragezeichen! Nicht wenige wollen in ihm – nicht nur im Blick auf Christiane, ihr Leben an seiner Seite, ihr Sterben – bloß den grandiosen Egoisten sehen. Doch das ist nur die eine Seite der Medaille. Man muß schon beide Seiten sehen – wollen.

Wer in ihm einen Verbündeten und Gewährsmann für religiöse Entschiedenheit sucht, wird ihn *nicht* finden. Eine merkwürdige Distanz legt sich zwischen ihn und die Religion. Goethe führt sich auf erstaunliche Weise ins Christentum ein, spricht seine Sprache und spricht sie doch nicht, kann sich nicht entscheiden, und weicht auch den ergreifenden Bitten seiner Jugendfreundin Auguste Bernstorff-Stolberg aus, die ihn anspricht: »Rétten Sie sich selbst! Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut. Wie hat es mich geschmerzt, wenn ich in Ihren Schriften fand, wodurch Sie so leicht anderen Schaden zufügen. O machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist ... Der Gott meiner Jugend ist auch der Gott meines Alters.« Goethe antwortet: »In unseres Vaters Reiche sind *viele* Provinzen. Möge sich in den Armen des allliebenden Vaters alles wieder zusammenfinden.«

Josef Bernhart schreibt in seinem 1949 erschienenen Aufsatz »Goethe und die katholische Welt«: »Es wird sich zeigen, daß Goethe eigentümlich katholische Erscheinungen in ihrer Wurzel versteht, an ihnen die Freude des Einfühlsamen hat, ja, als Denker mit den Wortführern katholischer Geisteshaltung in den Fundamenten zusammenstimmt.« Zugleich aber weiß auch dieser Autor, daß es selbst dem Kundigsten nicht gelingen mag, »eine letzte Überzeugung im religiösen Verhältnis zu Christus festzustellen.« (S. 131). Das scheint die – vergleichsweise zynische – Bemerkung Goethes gegenüber Benjamin Constant zu untermauern: »Immerhin ist es mir lieber, daß der Katholizismus schlecht auf mich zu sprechen ist, als wenn man mich daran hinderte, mich seiner zu bedienen, um meine Sachen interessanter zu machen.«

Unterhält Goethe, auch der Dichter des *Faust II*, zum Katholizismus der Phänomene ein mehr oder weniger instrumentales Gedächtnis? Bernhart läßt sich auch im Anblick solcher Sätze (nicht gerade seine niveauvollsten) nicht irre machen: »Man trifft bei Goethe immer wieder auf grundhafte Sätze jener kirchlichen Scholastik des Mittelalters, die er zeitgemäß doch auch verspottet. So dunstig, schwelend, schillernd, unverbindlich sein Reden vom höchsten Wesen ist, so faßlich fest und zwingend seine Überzeugung, daß unsere menschlichen Kräfte ausreichen, der »beweglichen Ordnung« der Welt denkend und schauend beizukommen. Wenn Kant und Thomas von Aquin ein Entweder-Oder sind, so ist Goethe als Denker auf der Seite des Aquinaten zu finden. Denn so viel diese beiden trennen mag – sie stimmen überein in wesentlichen Fragen des Geistes, die ihn selbst und die Wirklichkeit betreffen. Bei Goethe wie bei Thomas gibt es *ein echtes Ankommen der Vernunft bei der Wirklichkeit*; beide lehren das volle Vertrauen, daß die letzten Funde des Geistes den Charakter der Gewißheit tragen und also der Verpflichtung; beide sind überzeugt, daß unsere Aussagen von den Dingen nicht bloß Vorstellungen sind; hier wie dort gilt die Wahrheit, daß der Intellekt immer nur mit dem Material zu schaffen hat, das zuvor von den Sinnen eingebracht worden ist ...« (Bernhart, S. 137).

Daß »die Natur nicht ganz verdorben« sei, zu dieser Auffassung bekenne sich auch Goethe; es sei diejenige, die der Katholizismus gegenüber Luther vertrete. So

schreibt Friedrich Muckermann, und: »Wenn Goethe den Charakter Luthers bewunderte, der sich so kühn und trotzig gegen eine ganze Welt gestellt und das Joch der kirchlichen Autorität abgeschüttelt habe, so bekennt er sich hier zur Reformation, aber nicht zu jener, die Luther gewollt hat. Der geschichtliche Luther dachte nicht daran, die Kirche zu spalten« (S. 143). Freilich seien auch die Grenzen seiner Sicht des Christentums zu beachten. Man könne zwar die »Ausstrahlung der christlichen Wahrheiten allenthalben in Goethes Werken finden«, doch »die *übernatürliche* Lichtquelle wird als neue Ordnung, wie sie bei Dante erscheint, *nicht* anerkannt.« Goethe sei über das Christentum und den Katholizismus überhaupt nur »unzulänglich unterrichtet«. Deshalb, so Muckermann, habe er manches »zum Absurden gerechnet, was der Gläubige unter Übernatur versteht.« Er habe es absurd gefunden, weil es keine Beziehung »zu einem organischen und harmonischen menschlichen Weltbild mehr zu haben schien«.

Auch das Kreuz will für Goethe nicht zu seinem fundamentalen Verlangen nach Ausgeglichenheit und Harmonie passen. Goethe liebt mehr die *Idee* des Christentums als seine menschliche Verkörperung – und schon gar nicht die Realität des Marterholzes und des göttlichen Opfers Christi. Trotz alledem hat er in den »Geheimnissen« unsterblich schöne Worte gefunden: »Das Zeichen sieht er prächtig aufgerichtet, Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht, Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet, Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht, Das die Gewalt des bittern Tods vernichtet, Das in so mancher Siegesfahne weht: ein Labequell durchdringt die matten Glieder, Er sieht das Kreuz, und schlägt die Augen nieder.« Widersprüche, die ihr Urheber wohl nicht als solche empfunden hat, kennzeichnen den Charakter Goethes und seiner Poesie. Sie kennzeichnen bis zuletzt auch sein Verhältnis zum Katholizismus.

Gerade Muckermanns Buch, das auf seine Weise eine eigenwillige Fortschreibung der Gedanken seines Jesuiten-Kollegen Baumgartner bildet, beweist, daß nur ein liebender *und* sachlich orientierter Blick dem komplexen Phänomen Goethes gerecht werden kann. Muckermanns Würdigung des *Dichters* Goethe; er schreibt: »Auch das kleinste Gedicht Goethes läßt die Beziehung zum *Ganzen* durchschimmern, läßt der Ahnung des Ewigen Raum und lenkt oft unmerklich über den zu Tage liegenden Gegenstand hinaus zu einer tieferen Bedeutung. In der großen Welt wird darum jedes Gedicht zu einer kleinen Welt, aber zu einer eigenen. Sie ist wie ein neues Wesen, das auf einmal da ist in seiner schimmernden Schönheit. Und sie ist nicht etwa der Gehilfe der Wissenschaft, ein Mittel des Unterrichts. Sie ist unumschränkt in ihrer Art; sie hat ihre eigenen Gesetze. Dieses neue Sein, das in sich schwebt, erhält sie durch den Dichter, der ihr Schöpfer ist.« Weil sie, die Goethe-Dichtung die Welt in ihrer Wandelbarkeit erfasse, stehe sie als Ganzes »auf dem Todesgedanken«: »Diese Dichtung ist auch über den Todespunkt gegangen.« Goethes Dichtung abzulehnen, weil sie »weichlich und anderen Verhältnissen als den unseren entsprossen« sei, das sei deshalb grundfalsch. Sie eigne sich gerade »für *Übergangszeiten und Zeiten der Verwandlung*«.

Die Goethesche Ethik wurzele im Religiösen; darum sei sie von jeglichem Stoizismus oder Ethizismus weit entfernt. Mit seiner Auffassung von der Erlösung aber trete Goethe »unmittelbar über die Schwelle der christlichen Religion.« Und nicht zu bezweifeln sei, daß Goethe in der Natur »eine Offenbarung Gottes gesehen

hat.« »Naturgefühl ist für Goethe Liebesgefühl, Naturerlebnis liebende Betrachtung, Naturdurchdringung Religion« (S. 96).

Muckermann legt den Finger auch auf etwas häufig Übersehenes: den *Pädagogen* Goethe. Pädagogik, als Erziehung und Selbsterziehung ist eine Lebensfrucht des Weimarerers, darin ganz den Idealen des Humanismus und seiner Bildungskonzepte verschworen. »Für Goethe ist das Leben als Kunstwerk gedacht und gewollt. Es war ein Dasein, das einzig dem Bildungstrieb gewidmet ist. Zu Anfang geschah das unbewußt, später in Klarheit und Absicht. Darum besteht eine Urverwandtschaft zwischen Goethes Werk und Goethes Leben« (S. 87).

Auch die Heiligen, die Goethe in den Blick genommen hat, sind vor allem Individualitäten. Strenge, fordernde, entschiedene Naturen kommen in dieser kleinen Galerie weniger vor, und bei ihm ist die Muttergottes keine Pieta. Trotzdem hält er in Bingen fest, daß der heilige Rochus seinen »Leib kreuzigt mit Wachen und Fasten«, und er berichtet von den »Stationen des Leidensganges«, die seinem Auge nicht entgangen sind. Der Wallfahrtsgast wird darüber belehrt, daß man »sich stets an den richtigen Heiligen wenden« müsse, denn in dem Ensemble der Nymbusträger habe jeder seine eigene Funktion. Selten dürfte eine Wallfahrt, ihr Milieu, ihr Kolorit, ihre Atmosphäre zulänglicher beschrieben worden sein als in Goethes »Rochusfest« (16. August 1814). Natürlich gilt Goethes Augenmerk weniger der Liturgie; hier hört der Poet und »Protestant« vor allem auf die Predigt, auch auf die fromme und verschmitzte Lobrede über den Wein, die der Fast-Alkoholiker Goethe besonders schätzen mußte. Doch es ist eine Art »Katholizismus als Gemeinschaft«, die hier gefeiert wird. Denn es wird nicht allein, im »Kämmerchen«, sondern draußen und im Verbund der Menschen gleichen Glaubens gefeiert – eine Form von »Volk«, zu der sich der Dichter und Gesellschaftsmann besonders hingezogen fühlte. Verleiblichung des Glaubens in Symbolen, Fahnen und Glocken, Liedern und Gesängen – katholischer Kosmos rheinischer Prägung. Was Goethe davon festgehalten hat, klingt nicht gerade nach der bloßen Wertschätzung von Folklore ... Trotzdem wird die Schwelle in mehrfachem Sinn nicht übertreten. (Und in gewissem Betracht würde sich seine Schilderung auch als Werbung für einen Tourismus-Verband eignen.)

An vielen Texten und Berichten von und über Goethe läßt sich der Mensch, der er war, studieren: der Liebende, Hingegebene, Hochsinnige, Werdende, Strebende, Sich-Disziplinierende. Doch auch der grandiose Egoist und Ausbeuter von Gefühlen, der Irrende, Suchende, Schuldig-Gewordene; und natürlich hat auch diese Erfahrung Eingang in seine Gedichte und Romane gefunden. Goethe folgt wirklich einem »Gesetz, nach dem er angetreten«. Er ist sein eigenes Universum, und er hat offenbar schrecklich gelitten, dieser »Bestimmung« nachzukommen. Man beginnt zu begreifen, warum Goethe den Christus der Bergpredigt nur gestreift, den von Golgotha geflohenen und den An-Stifter des Königreiches Gottes nicht eigentlich zur Kenntnis genommen hat. Doch, wie es Curt Hohoff in seinem Essay über Goethes religiöse Entwicklung ausgedrückt hat: »Der Gedanke der Apokatastasis, die Überwindung des irdischen Jammertals durch die Liebe und der Glaube an eine Kirche des Geistes hat Goethe nie verlassen« (S. 78, in: »Veritas Christiana«, Köln 1994).

Manche Unmittelbarkeit, die aus dem ersten Italienischen Tagebuch so erfreulich hervorleuchtet und die Goethes ersten Niederschriften nicht selten eignet, ver-

schwindet, wenn Öffentlichkeit ins Spiel kommt. Goethe hat nicht nur vieles für sich behalten, »weil die Menge gleich verhöhnet«. Nicht wenig hat er auch eingesargt, und pompöse Sargdeckel liegen nicht bloß über mancher erstorbenen Frauenliebe. Da wird's erhaben, abgeschwächt, kommod, stilisiert, ja, Pose. Und zu Schauspielen wie Spielern hat sich der Weimarer stets hingezogen gefühlt ...

Goethes Tränen gehören jedoch am wenigsten in diesen Bereich, und das »Labyrinth der Brust« war ihm stärker bewußt als vielen seiner Zeitgenossen. In dieser Brust war auch die Religion angesiedelt, nicht nur in seinen Augen. Und wer weiß, ob ihn nicht doch die Unruhe um den Menschensohn bis zum Ende mehr beschäftigt hat, als er zugeben durfte. Josef Pieper hat über Goethes Schweigen, seine Verschlossen- und Verlegenheiten Erhellendes geschrieben. Auch freilich über die im Verborgenen gehütete Quelle seiner Poesie – er, der doch nach der Weise seiner Zeit so gern aus seinen Poesien vorlas. Doch das war das »Abgeschlossene, Fertige«, und dies ließ er heraus, mehr nicht.

Hans Urs von Balthasar unterstreicht, Zweifel atheistischer Art hätten Goethe nie angewandelt, und wenn er auch über Gott und göttliche Dinge »lieber« ein »tiefes Stillschweigen beobachte«, so spreche ihm das Weltwesen sein »Offenbar Geheimnis«, sein »Heilig öffentlich Geheimnis« doch unüberhörbar aus: daß »Natur im Vielgebilde – Einen Gott nur offenbart«. Bereits der junge Goethe habe sich vom schwächlichen Pietismus wie vom platten Materialismus der Franzosen und der europäischen Aufklärung verabschiedet: »Wie hohl und leer ward uns in dieser tristen atheistischen Halbnacht zumute.« Für Goethe sei die durch Liebe verklärte Welt schlechterdings »herrlich«. »Herrlich« ist in Italien das Klima, das Wetter, der Morgen, der Sonnenuntergang, die Vollmondnacht, der heitere Himmel, der Eichenwald, der Frühlingsblick, das Meer, Sankt Peter und die Liturgie darin, Sankt Peter vor den Mauern so wie Neapel, Paestum und Pompeji. Auch »das Wort »verherrlichend« wird steigernd verwendet«; es steht in schon natürlicher Nachbarschaft zum Wort »heilig«. Was Balthasar über den Bibelleser Goethe sagt, ist nicht zu übersehen. »Freilich kommunizierte Goethe mit dem Herrn der Schöpfung nicht durch das Gebet« (S. 748). Balthasar schließt mit einem unbeirrten Blick auf die moderne Landschaft der Literatur und der Religion. »Wiedergeburt der Kunst aus dem Geist der Religion« – wie Ernst Michel das in seiner Schrift 1919 gefordert hat? Wenn dazu die Schaffung wirklicher Mythen notwendig ist, so fehle die geschlossene Kultur und innerlich die »unwiederbringliche vorchristliche Religion«.

Goethes Vermächtnis – eines für Christen, für Katholiken und Protestanten (über allen Biographismus hinaus, der wirkliche oder vermeintliche Klarheit über den »wahren Goethe« schaffen möchte)? Und »Herrlichkeit«? In gegenwärtigen poetischen Texten findet sich oft eine ästhetisch verklärte Armut, und bei noch so großer Wahrhaftigkeit fehlt etwas, das man nicht nur aus historischen Umständen oder politischen Fakten erklären kann – Lob, Bejahungskraft, Atem, Fülle, Verehrung, Liebe, Kindsköpfigkeit, Freude. Eine Freude, die selbst im Anblick einer zerrissenen und heillos sich darstellenden Welt leuchtet, klingt, stillt, erfreut und kräftigt. Wer Goethes Poesie auf sich wirken läßt, kann sie dort finden. Sie hat auch mit den ersten Sätzen jeder Meßpräfatation zu tun: »Es ist in Wahrheit würdig und recht, billig und heilsam, Dir immer und überall dankzusagen, Heiliger Herr, allmächtiger Vater, ewiger Gott.«